Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 31 (1944)
Heft: 10

Artikel: Aus dem Beruf des Architekten
Autor: Bernoulli, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-25044

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Darstellung im Tempel Wandmalerei des 15. Jahrhunderts in der Kirche Saanen
Nach dem Brande von 1940

Photo: Hans Fischer, Ber
Nach der Restauration von 194

Aus dem Beruf des Architekten

Von Hans Bernoulli

Es ist schon recht lange her, daß wir unser Brot selbst gebacken haben, unsere Wäsche und Kleider aus selbst gezogenem Flachs, aus Wolle eigener Schafe selber hergestellt haben und daß wir in selbstverfertigten Schuhen einhergegangen sind. Wir haben uns seither in die Arbeit geteilt; ein jeder «geht seinem Beruf nach», und wir sind einander fremd geworden. Damit entgeht uns etwas wesentlich Menschliches.

Die Ausstellung «Architektur» im Zürcher Kunsthaus, die bescheidenen Ausstellungen architektonischer Arbeiten im Basler Kunstmuseum und im Gewerbemuseum von Bern und die begleitenden Referate versuchten in diese bisher sakrosankten Scheidewände und Brandmauern – wie es heute die Not erfordert – Löcher zu schlagen. Wenn nicht gerade zum Durchschlüpfen, so doch zum Durchsehen. Also um mit Zavattini zu sprechen: Parliamo tanto di me!

Es gilt als eine ausgemachte Sache: Die Architektur ist eine angewandte – ja wohl: bloß eine angewandte Kunst. – Der Architekt wehrt sich dagegen. Nicht, daß er behaupten möchte, man könne all die hübschen Dinge in Öl oder in Wasserfarben «anwenden» – man *kann* es nicht; ebensowenig wie man den Torso vom Belvedere anwenden kann; oder die unsterblichen Götter und Menschen und Rosse, die einst am Giebel des Parthenon als notwendige Zier und Symbolik angewendet worden ... da sitzen wir schon in der Bredouille!

Die Leute, die die Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit eingeteilt haben, die erklären uns, daß es eine Stufenfolge gibt, mit Übergängen, gewiß, aber doch eine Stufenfolge von – äh – Aufgaben, die dem Architekten gestellt werden. Eine Stufenfolge vom Bahnwärterhäuschen bis zum Siegesdenkmal. Und daß es eben darauf ankomme, wie weit ein Bauwerk «zweckbestimmten Charakters» sei. Und daß man dann je nachdem, mehr oder weniger, von angewandter oder von wirklicher Kunst sprechen könne; indem es ja nicht zu leugnen sei, daß ein Gartentempel, ein Grabmal, eine Kathedrale, oder doch mindestens der Vierungsturm und Turmhelm, beziehungsweise die Kuppel einer Kathedrale, als rein künstlerische Gebilde, losgelöst von utilitaristischen Motiven, anzusehen seien. Insoweit lasse sich also die Architektur, entsprechend der Auffassung der Alten, zum mindesten bedingungsweise den freien Künsten zuzählen, womit denn etcetera-etcetera... Der Architekt lacht.

Er weiß, daß man auch eine Kathedrale verschustern kann; daß man in ihren Türmen nur Glockengehäuse, in ihren Aufbauten nur Merkzeichen, in ihren Portalen nur Öffnungen sehen kann, die den Verkehr von außen nach innen, beziehungsweise von innen nach außen vermitteln. Und weiß, daß man das unscheinbare Häuschen des kleinen Mannes (besser: der kleinen Börse) in die höchste künstlerische Sphäre erheben kann. Hat es nicht Dezennien gegeben, wo man «in Gottes Namen» mit monumentalen Aufgaben nichts anzustellen wußte, wo man aber eine Dorfschmiede, ein Walzwerk, ein Wirtshaus an der Landstraße mit dem Duft Eichendorffscher Poesie zu umspinnen wußte? Die Stufen der schönen «Folge» purzeln übereinander.

Der Architekt lacht: Als «Berufsgeheimnis Eins» macht er seinem Nachbar gegenüber klar, dem Professor der Chirurgie oder dem Direktor der Hypothekarkasse, daß es im Gebiet der Architektur eine unendliche Fülle von Möglichkeiten, von technischen und künstlerischen Hilfsmitteln gibt; daß es auch in *dieser* Welt zwischen Himmel und Erde eine Unendlichkeit der Dinge gibt, von der die innerhalb und außerhalb der Schule erworbene Weisheit keine Ahnung haben kann. So reich, so verschiedenartig sind Werkzeug und Material, Masse und Technik auch in scheinbar engbegrenztem Feld, trotz den in der Aufgabe selbst liegenden Einschränkungen, daß es sich auch am einfältigsten Dreifensterhaus zeigt, ob Sorgfalt und Können, ob Verstand und Witz, ob glücklicher Einfall oder souveräne Meisterschaft da gewaltet haben, oder bloß Geldinteressen. Und in diesem unerhörten Reichtum an Ausdrucksmitteln liegt die Möglichkeit künstlerischer Entfaltung. Etwas enger, gewiß, in Bauten der Not als in Bauten, da Reichtum der Geldmittel größere Freiheit erlaubt.

Womit denn, um zu einem handlichen und leicht erlernbaren Fazit zu kommen, eine Trennungslinie wohl besteht in der Architektur zwischen dem, was man der reinen Kunst zusprechen mag, und dem, das unterhalb dieser Linie liegt; – aber, wohl verstanden, diese Trennungslinie würde man vergebens aufspüren im Waldesdickicht der architektonischen Aufgaben, sie liegt auf einer andern Ebene. Sie liegt irgendwo in der hin- und herwogenden Masse der Berufskollegen, irgendwo in der Mitte zwischen Stümpern und Könnern, zwischen Gleichgültigen und den sich im Suchen nach dem Besten und Schönsten Verzehrenden – ganz ähnlich wie drüben im Lager der Jünglinge mit breitkrämpigen Hüten und ölbeschmutzten Kitteln oder der bärtigen Brüder mit Béret und weißbestäubtem Arbeitsgewand.

In Klammern sei beigefügt (Setzer: nicht wörtlich!), daß es ein schwieriges und schwerfälliges Handwerk ist, das mit der Architektur: Erst im Laufe der Jahrzehnte erlernt es sich, die Möglichkeiten, die sich da bieten, zu erkennen, sie anzuwenden (ohne gegen das selbstverständliche Gebot der Brauchbarkeit zu verstoßen). Wenn irgendwo, so heißt es hier, daß die Kunst lang ist und das Leben kurz. Mancher stirbt vorher und mag sich damit trösten, daß selbst ein Michelangelo auch erst im einundsiebzigsten Jahr Chefarchitekt von St. Peter geworden ist.

In den Köpfen der «Außenstehenden» haftet die Vorstellung, der Architekt müsse dauernd «berechnen». Wahrscheinlich ist diese Fama zurückzuführen auf eine stille Stunde, in der ein Karl oder Hermann oder Eugen, der sich keuchend auf die Aufnahmeprüfung der Ecole des Beaux-Arts präparierte, seine Amanda in seine seelische Nöte einweihte. Man kann besorgte Geister trösten: eine Kinderkrankheit! Sie geht vorüber, und zwar ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen.

O nein! Mit Berechnen pflegen wir Architekten unsere Zeit nicht auszufüllen. Aber womit füllt er sie nun aus, der Architekt? Seine Zeit? Ja womit?

Die Antworten lauten verschieden, sehr verschieden. Und das ist charakteristisch für unsern Beruf. Es gibt da nämlich eine größere Anzahl von Schubfächern, in die wir verteilt sind, beziehungsweise von der sorglich sortierenden Hand des Systematikers verteilt werden könnten.

Da ist einmal die Schublade der reinen Künstler. Das sind merkwürdige Menschen. Die kaprizieren sich nämlich durchaus nicht auf die Architektur allein; sie treiben daneben noch allerhand brotlose Künste, vom Exlibris bis zu den Idealprojekten für ganze Städte, für ganze Landschaften. Jede einzelne Arbeit erscheint ihnen als neue, besondere Aufgabe. Sie sind immer (oder fast immer) begeistert, und zwar von ihrer eigenen Arbeit begeistert, wie Jacques Offenbach, der nach besonders köstlichen Trouvaillen seinem lebensgroßen Porträt freundschaftlich zuzuwinken pflegte. Der Künstler-Architekt steigt von Stufe zu Stufe; wobei es ihm nicht gerade gleichgültig, aber doch ziemlich nebensächlich erscheint, aus welchem Material diese Stufen bestehen und in welcher Reihenfolge das Material wechselt: ob Fünfzimmerhaus, Justizpalast, Wohnkolonie, Hotel im Gebirge, Strandbad, Vaccine-Institut, Bootshaus, Kirche. – Er verfolgt mit Spannung seine eigene Entwicklung und schreitet von Überraschung zu Überraschung und lernt und lernt.

Dann ist da die Schublade der Wissenschaft, besser, um von diesen Schubladen loszukommen, die wissenschaftliche Linie. Die Männer dieser Linie, sie interessieren sich auch für das einzelne Werk, natürlich. Aber darüber hinaus für die ganze Gattung. Es sind Naturen, die nicht für sich selbst, die für die ganze Berufswelt zu denken, zu forschen, zu bilden scheinen. Sie landen denn auch schließlich auf einem Katheder oder, was sonst in unserm Beruf ungewöhnlich ist, sie schreiben ein Buch. Es kann nicht ausbleiben, daß sie dann über die eigentlichen Berufsgrenzen hinausgeführt werden, in die Historie, in die Archäologie; oder sie bearbeiten

mit verbissener Energie eines der vielen Teilgebiete der Architektur: den Holzbau, den Eisenbeton, das Glasmosaik, die Bindemittel, die Heizungsanlagen.

Manche mögen sich dann verlieren in die Gefilde der Mathematik – so wie sich Sir Christopher Wren von der Mathematik in die Architektur verloren hat – oder gar in die weltweiten Räume der Sozialwissenschaften, wohl gar der Politik. Aber derlei garstige Lieder sollen hier nicht ertönen.

Und dann ist da die Linie der Praxis. Oh, der Praktiker, der ist hochwillkommen in dieser merkwürdigen Welt, da sich das Materielle zum Geistigen verflüchtigt. Er ist hier zu Hause, er ist unentbehrlich. Er tritt in verschiedener Gestalt auf, als Bureauchef, als Sozius, und – merkwürdigerweise – in jeder Brust, die zwei Seelen zu beherbergen vermag. Kennen wir nicht aus allen Zeiten führende Architekten, die zugleich Unternehmer großen Stils waren? Die, erfolgreiche Geschäftsleute, in der Weltgeschichte der Kunst sich einen Ehrenplatz erobert haben?

Die Beziehung von Mensch zu Mensch, die der Sphäre des Architektenberufs zugeordnet ist, mag als verwandt angesprochen werden mit den menschlichen Beziehungen, die das Leben des Mediziners beherrschen: die Kollegen; die Patienten.

Die Architekten sind um ihrer Isoliertheit willen gute Kollegen (mit Ausnahmen). Die Besonderheit, die Ausnahmestellung, die ihnen ihr Beruf zuweist, ist dem Gefühl der Kameradschaftlichkeit günstig. Und da jeder Einzelne in seinem Beruf fortzuschreiten trachtet und doch nur ein kleines Element einer großen Bewegung darstellt, müssen sie sich stets gegenseitig beobachten, kritisieren, auf einander Bezug nehmen. Mehr als die Schriftsteller, mehr als alle andern Künstler; – sie bauen ja nebeneinander, ihre Arbeiten sind in einem Blick zu erfassen; sie ergänzen, unterstützen, sie widersprechen einander, und das nicht nur vorübergehend, sondern täglich, stündlich, in Permanenz.

Und dann – merkwürdig: Die Architekten unterstellen sich gegenseitig der Kritik. Und zwar nicht mit ihren «sowieso» Bauten, sondern mit Arbeiten, die ad hoc hergestellt werden, mit «zusätzlichen» Arbeiten, um dieser Wortscheußlichkeit auch mal ein Plätzchen zu gönnen. Gemeint sind die Wettbewerbe. Eine Einrichtung, die in dieser abstrakt-selbstlosen Art sonst kein einziger Beruf kennt. Die Rose des Rosenwettbewerbs gibt immer noch ein schönes Präsent ab, die Birne des Birnenwettbewerbs ist an jeder Tafel hochwillkommen, die Plastik selbst eines Denkmalwettbewerbs wird (wenn sie zwar nicht prämiiert, aber doch wertvoll ist) immer ihren Platz finden. Aber der Wettbewerb für den Verkehrsplatz X und für die Rathauserweiterung von Ypsilon ist, nachdem der Spruch der Jury gefallen, durchgefallen, eine ganz und gar wertlose Sache, nicht einmal brauchbar für die Zentralheizung. Und doch setzt sich der Architekt immer wieder hinter derlei fragwürdige Aufgaben – im Vertrauen auf die Jury, auf seine Kollegen.

Der Patient? Das ist der Bauherr. Der Bauherr (oft «in Rock und Mieder») führt sich auf wie ein rechter Patient: lenksam oder ungeduldig; verständnisvoll oder einfältig; barsch oder nachgiebig; gläubig oder zweifelnd. Und diesen Spielarten menschlicher Natur gegenüber muß der Architekt sein Kind, sein Werk verteidigen, es schützen, es unversehrt hindurchbringen. Er hat's nicht leicht. Oft versagt er auch — (er ist schließlich auch bloß ein Mensch). Aber er beginnt den Kampf immer wieder aufs neue.

Er ist gegenüber dem Mediziner im Nachteil: Sein Patient ist ja nicht krank, er braucht bloß eine Villa (oder einen Miethausblock oder eine Infanteriekaserne). Aber er will, er muß behandelt sein. Und wenn irgend möglich, soll er nicht mitten aus der Behandlung zu einer andern Autorität flüchten.

Und dann, zum Schluß, kommt die Abrechnung; nicht die Rechnung, das ist ja nur eine Kleinigkeit: die Abrechnung! Da gehen oft jahrelange Bekanntschaften und Freundschaften in die Brüche. Wie gesagt, es fehlt nicht an seelischen Emotionen. Auch auf diesem Gebiet, also, hat der Architekt seine wahre Künstlerschaft zu beweisen.

Es hat zu Zeiten als Ideal gegolten, daß *eine* Persönlichkeit das ganze zeitgenössische Wissen und Können umspannte, daß nichts Menschliches ihr fremd war; daß sie in verschiedenen Sätteln gerecht, auf vielen Gebieten ein Meister war.

Die Arbeitsteilung hat mit solcher Universalität aufgeräumt. Jeder Beruf hat sich im Laufe der Zeit aufgespalten in Dutzende von neuen Berufen; wir sind jenem Ideal immer ferner gerückt. – Wir, die Architekten? Nicht im mindesten! Unser Beruf umfaßt nach wie vor eine ganze Welt.

Nach wie vor ist unser Beruf gegründet auf die unabänderlichen Gesetze der Materie und der Technik, und nach wie vor strebt er ins Unendliche.

Der Architekt prüft die Mischung der Betonmaschine, wendet sich um und erklärt seinem Bauherrn die Finessen des Spiels der Horizontalen und der Vertikalen. Er vertieft sich in die Schöpfungen vergangener Jahrtausende und zeichnet die Grundlinien für das Leben kommender Generationen. In seinen Werken begegnen sich alle Techniken und alle Künste seiner Zeit. Was er baut, steht da, allen sichtbar, von den Besten verstanden, geachtet und geliebt als der Ausdruck ihrer verborgensten Sehnsüchte.

Gibt es einen schönern, einen stolzern Beruf als den Beruf des Architekten?